

Diskussion zum Beitrag: Die gegenwärtige Situation, soziologisch betrachtet (Wiese, Leopold von)

Linpinsel, Elsbeth; Maus, H.; Solms, Max Ernst Graf zu; Peters; Wiese, Leopold von; Eckert

Veröffentlichungsversion / Published Version

Diskussionsprotokoll / discussion protocol

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Linpinsel, E., Maus, H., Solms, M. E. G. z., Peters, Wiese, L. v., & Eckert (1948). Diskussion zum Beitrag: Die gegenwärtige Situation, soziologisch betrachtet (Wiese, Leopold von). In *Verhandlungen des 8. Deutschen Soziologentages vom 19.-21. September 1946 in Frankfurt am Main: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen* (S. 42-56+197-202). Tübingen: Mohr Siebeck. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-405672>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Diskussionen des ersten Vortrags in der Nachmittagssitzung

Prof. Dr. von Wiese:

Ich habe zunächst die große Freude, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Eckert zu begrüßen, der leider heute Vormittag noch nicht da sein konnte. Er wird heute Nachmittag den Vorsitz übernehmen. Ich habe mir die Reihenfolge so vorgestellt, daß wir zunächst die Diskussion über meinen Vortrag vornehmen, daß nach einer kleinen Pause Graf Solms seinen Vortrag hält, und wir danach auch diesen Vortrag noch zu diskutieren hoffen. Wir müssen Schluß machen um 18,15. Ich bitte, mit der Zeit etwas zu Rate gehen. Ich hoffe, wir werden damit auskommen. Es wird gebeten, daß diejenigen, die zur Diskussion sprechen wollen, auf einen kleinen Zettel ihren Namen schreiben und bei Herrn Geheimrat Eckert, den ich bitte, den Vorsitz zu übernehmen, abgeben.

Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Eckert:

Wir müssen um 16.30 mit der Diskussion zu Ende sein, damit Graf Solms gleich sprechen kann. Ich gebe das Wort zunächst Frl. Dr. Linpinsel.

Dr. Elisabeth Linpinsel:

Meine Damen und Herren, ich möchte einiges zum Verfahren sagen. Wie soll man der Fülle der sich drängenden Probleme Herr werden? Der Präsident der Gesellschaft hat heute Morgen die Antwort gegeben: Durch Beobachtung des zwischenmenschlichen Lebens, durch Systematisierung des gewonnenen Materials. Das ist also jetzt die dringende Aufgabe, an das umfangreiche Gebiet des sozialen-zwischenmenschlichen Lebens heranzugehen, mit dem reichhaltigen und feingegliederten Instrumentarium der Beziehungslehre L. v. Wieses. Die Brauchbarkeit dieses soziologischen Werkzeuges ist längst erprobt. Dafür zeugen die 12 Jahrgänge der Kölner Vierteljahrhefte für Soziologie. Und wir haben jetzt eigentlich die Verpflichtung, nun mit diesem Werkzeug die Arbeit zu beginnen und zu analysieren. Die Analyse muß in großem Ausmaße einsetzen, die Analyse der einfachen Prozesse, aber auch der umfangreicheren, komplizierteren. Wir brauchen diese Analyse für alle Bezirke des zwischenmenschlichen Handelns.

Der Herr Staatsminister hat von der Gemeinschaftskunde gesprochen. Sie muß ein soziologisches Fundament haben, wenn sie erfolgreich durchgeführt werden soll und kann, sonst endet sie wieder in Phrasen, wie oftmals die alte »Bürgerkunde«. Wir brauchen diese

Analyse in der Wirtschafts- und Sozialpolitik, im Fürsorgewesen, in der Verwaltung. Welch' unermeßlicher Segen würde sich über uns ergießen, wenn alle Verwaltungsstellen von ihren Mitarbeitern verlangten, daß sie soziologische Kenntnisse besitzen: und wenn erst einmal eine erhebliche Anzahl dieser Analysen vorliegt und sie ausgewertet sind, und wenn sich dann zeigt, daß sie in der Tat eine wesentliche Hilfe im gesellschaftlichen Leben sind, wird die Erkenntnis vom Wert der Soziologie sich ohnehin ausbreiten. Dann wird sie Jünger finden, die sich ihr freiwillig zur Verfügung stellen, ohne daß man des Umwegs über die Prüfungsordnungen mit Zwangsstudium bedarf. So meine ich, müßten jetzt von der jüngeren Generation diese Analysen im großen Umfange in Angriff genommen werden.

Dr. H. M a u s:

Meine Damen und Herren! Es ist gerade gesagt worden, daß Wieses wissenschaftliche Lehre ein brauchbares Rüstzeug, ein Instrument zur Erhellung unserer Gegenwart sei. Ist das so? Es ist nicht so: erinnern Sie sich der gewaltigen Fachliteratur vor 1933. Der Prozeß der Faschisierung, der sich längst andeutete und der allerdings zur Versklavung fähig ist, ist von der offiziellen Soziologie niemals beachtet, geschweige beobachtet worden. Wie kommt das? Georg L u k a c s hat, wie wir erfahren, der deutschen Soziologie den Vorwurf des Formalismus gemacht. Er hat gesagt, daß die deutsche Soziologie und die gesamte abendländische Soziologie sich von der Geschichtsphilosophie getrennt hat. Nun hat Herr v o n W i e s e heute morgen mit Recht gesagt — und was er sagte, hat er seit langem ausgesprochen —, daß die Geschichtsphilosophie, solange sie nur eine subjektive Deutung von sehr komplizierten Vorgängen ist, abzulehnen sei. Aber ist das alles? Hat nicht die Geschichtsphilosophie vielmehr seit je die Funktion gehabt, Klärung zu bringen, d. h. orientierend zu wirken? Auch für die Beobachtung von Tatsachen! Denn was nützt die Beobachtung, wenn wir nicht wissen, was wir beobachten sollen. Welche Tendenz der soziologischen Prozesse, vor allem der sozialen Transformation, in der wir uns befinden, können wir beobachten, wenn wir nicht denkend an die Tatsachen, an die Dinge herangehen? Geht denn das Denken in der Empirie auf? Oder ist es nicht vielmehr so, daß die denkende Beobachtung, die allerdings sich stets gefährdet weiß, denn es gibt keinen Abschluß des Denkens —, daß dieses Denken stets auch über die Tatsachenkomplexe hinausgeht. Ich glaube, wenn wir das Denken, das geschichtsphilosophisch orientiert ist, stärker bemühen, dann kann man uns nicht vorwerfen, daß wir bloß formal-soziologisch arbeiten. Dieses vorgegreifende Denken hat nichts mit Metaphysik, auch nicht mit positiver Metaphysik zu tun; es verlangt allerdings, daß wir auf die I n h a l t e der zwischenmenschlichen Beziehungen achten müssen.

Und das führt mich zu etwas anderem. Heute morgen ist als ein Beispiel überalteter, veralteter Vorstellungen die Theorie von M a r x genannt worden. Es ist richtig: sobald eine Theorie, welche immer es es sei, zur Dogmatik erstarrt, in eine Kryptoorthodoxie versinkt, dann ist sie aufzugeben. Aber können wir das vom Marxismus behaupten? Sind wirklich die Beobachtungen und Vorstellungen des 19. Jahrhunderts beiseite zu lassen? Ist es nicht so, daß im Prozeß der Faschisierung eigentlich nur das an den Tag kommt, was dem gesamten bürgerlichen

Bewußtseinsstand von Anfang an zugrunde gelegen hat? Wenn die Theorie von M a r x sich bemüht, diesen Prozeß, den wir uns gewöhnt haben, fälschlich als Industrialisierung zu bezeichnen, zu durchleuchten und dabei auf die ökonomische Grundlage der modernen Gesellschaft kommt, so können wir nicht sagen, daß diese Überlegungen schon erledigt sind. Umgekehrt: sie haben heute erst recht Geltung! Das müssen wir all denen sagen, die mit einer Nonchalance, die ihnen sehr schlecht ansteht, behaupten, daß der Marxismus eine überalterte Angelegenheit sei, die unwissenschaftlich, eine wahre Ideologie sei. Der Klassenkampf ist nicht von M a r x entdeckt worden; wir leben heute mehr darin denn je. Daß »soziale Zwänge« für viele viel bemerkbarer sind, weil sie an der Oberfläche haften, weil sie spürbarer sind als die Verwebung in eine Klassengegensätzlichkeit, ist allerdings zuzugeben. Die Klassenscheidung ist jedoch keine Phrase; darauf müssen wir achten.

Die Versklavung — übrigens selbst ein geschichtsphilosophischer Terminus! — läßt sich nicht ohne weiteres auf klare Beobachtungen stützen trotz aller Symbolwerte, die auf eine solche Versklavung hinweisen scheinen. Ja, sogar der Ausblick auf das Jahr 2000 mit seinem Welt-Vatikan, von dem Herr v o n W i e s e so begeistert sprach, ist eher ein Symbol der Versklavung, der Vermassung, wie es früher hieß, als ihre Überwindung. Möglicherweise wird dann die Verarbeitung des gesamten statistischen Materials automatisch durchgeführt, ohne daß es noch der Individuen bedarf, die sich drum kümmern; möglicherweise leben die Menschen im Jahre 2000 nicht mehr füreinander, im selben Augenblick, wo die zwischenmenschlichen Beziehungen auf so unmenschliche Weise übersichtlich geworden sind. Es kommt auf die Menschen an. Das ist richtig, aber was heißt das genau? Das »anthropologisch überzeitliche Wesen«, das erwähnt wurde, läßt sich nur historisch begreifen, wenn Sie wollen: nur geschichtsphilosophisch erläutern. Dabei haben wir nicht nötig, uns an eine zweifelhafte Metaphysik zu wenden, als sei von dort her eine Antwort zu erwarten.

Wir brauchen die Empirie; wir brauchen auch die beziehungsweise wissenschaftlichen Theorien. Graf z u S o l m s wird heute Nachmittag davon sprechen; Andreas W a l t h e r hat s. Zt. am Beispiel der Amerikaner die Notwendigkeit von empirischer Forschung und gleichzeitiger theoretischer Zusammenfassung gezeigt. Wir brauchen die Arbeiten der Amerikaner, das Nachdenken der Franzosen; aber so konsolidiert dort manches erscheint — ohne das Denken, das übergreifende, ohne das genaue Interesse, das die Gestaltung der Zukunft im Auge hat (und man mag gerade dieses Denken zurecht marxistisch nennen) kommen wir nicht mehr aus. Sonst erleben wir, daß die Soziologie wiederum versagt, versagt wie das bereits schon einmal geschehen ist.

Ich darf Ihnen zum Schluß vielleicht die Äußerung eines Mannes wiedergeben, der hier in Frankfurt und gerade an dieser Stelle oft gesprochen hat: Max H o r k h e i m e r schrieb mir, daß er eine der vorrangigsten Aufgaben der deutschen Soziologie sehe in einer »Soziologie des Terrors«, angefangen vom Übergang der Erziehung des Kindes . . . bis zur Verwandlung des Erwachsenen in ein bloßes Mitglied vorgegebener Verbände, ohne deren Schutz er arbeits- und rechtlos ist. In ihrem Rahmen gewinnt er die Existenz, indem er auf die Entscheidung verzichtet und zum Objekt, zum Ding wird. Am Individuum vollzieht nun der ökonomische Fortschritt das Gericht. Es zergeht in der von Machtgruppen manipulierten Allgemeinheit, es wird abgeschafft. Der faschistische

Terror ist nur die äußerste Konsequenz der technologischen Errungenschaften, durch welche die Menschen in der gegebenen Wirtschaft radikal fungibel werden. Ich halte es für eine Angelegenheit deutscher Soziologen, diesen Verhältnissen im einzelnen nachzugehen«. Wir brauchen Beobachtungen, ohne das Denken darüber zu vergessen.

Lassen Sie mich zum Schluß noch eines sagen: Die 12 Jahre haben sich ausgewirkt: wir haben keinen Nachwuchs. Herr von Wiese hat heute morgen wohl mit Absicht davon abgesehen, über die Methode der Soziologie zu sprechen, über die Soziologie als Lehrfach heute, in dieser Gegenwart. Aber hier liegt eine weitere wichtige Aufgabe, die ich nicht zu übersehen bitte.

Dr. Max Ernst Graf Solms:

Meine Damen und Herren! Ich habe nur eine ganz kurze Bemerkung hier anzubringen und zwar in Anknüpfung an ein Wort, das ich hoffe, richtig verstanden zu haben, heute Morgen: nämlich: daß die Tatsache, wie es zu der neueren Entwicklung gekommen ist, mehr oder weniger als ein metaphysisches Geheimnis zu betrachten sei. Ich glaube, daß wir dabei nicht stehen bleiben können, wenn die Soziologie ihre eigene Einwirkungsmöglichkeit aufrechterhalten will. Ich glaube, daß wir gerade an dem Versuch, die heutige Situation begrifflich zu fassen, unsere Fähigkeit erproben müssen und uns dabei nicht mit dem Glauben an ein metaphysisches Geheimnis zufrieden geben dürfen. Wir müssen uns bemühen, z. B. einen Begriff wie die Vermassung oder ähnliche Begriffe, die in der heutigen Diskussion eine Rolle spielen, klarer zu fassen und zwar nicht nur in einer Behandlung dessen, was die Vermassung darstellt, sondern in Beobachtung und Durchdenkung dessen, was durch diese Vermassung herbeigeführt wurde. Ich glaube, daß wir erst dann auch in der soziographischen und überhaupt der angewandten Soziologie zu befriedigenden Ergebnissen kommen.

Dr. Peters:

Meine Damen und Herren! Ich möchte im wesentlichen meine Zustimmung bekunden zu dem, was Herr von Wiese sagte. Ich würde vielleicht anheimgen, die These, daß der Soziologe kein Richter, eher ein Advokat sei, noch einer besonderen Überprüfung zu unterziehen. Ich glaube, Herr Professor, nach unserer bisherigen Auffassung der Soziologie würde der Soziologe auch nicht einmal Advokat sein dürfen. Vielleicht ist Gelegenheit, das näher zu erörtern.

Dann bezüglich der Frage, ob wir neben den Erkenntnissen, die uns die soziologische Fachwissenschaft empirisch liefert, für das Handeln besonderer Ziele aus anderer Quelle bedürften, verweise ich darauf, daß diese Frage sehr lange schon und gründlich von der Geschichtsphilosophie erörtert wurde. Da wäre auf der einen Seite etwa Troeltsch, der ja bekanntlich ganz in der historischen Analyse wurzelt, auf der anderen Seite Westphal («Philosophie der Politik»), der im Gegensatz dazu eine möglichst scharfe Scheidung vornimmt zwischen den Thesen, die die Zukunft bestimmen, und Erkenntnissen, die wir aus der Vergangenheit gewinnen können. Die letztere Position würde insbesondere eine Stütze darin finden, daß tatsächlich die Impulse zur Neugestaltung der Zukunft meist aus der Praxis des Lebens kommen.

Im übrigen sei es mir gestattet, vielleicht nach der politischen Seite hin aus dem Material, das ich mir zusammengestellt hatte, wegen der stark begrenzten Redezeit einiges herauszugreifen, wobei naturgemäß die Frage im Mittelpunkt zu stehen hätte, die uns allen auf der Seele brennt: wie weit, in welchem Grade und Umfange der demokratische Geist im gegenwärtigen Stadium realpolitisch zur Geltung kommen kann.

Die gegenwärtige Situation wäre zu sehen als eine wesentlich internationale, eine Weltsituation, und zwar außenpolitisch wie innenpolitisch. In außenpolitischer Hinsicht hätten wir als äußere Situation zunächst festzustellen, daß man mit dem »enfant terrible« der europäischen Staatenwelt, mit Deutschland, nichts Rechtes anzufangen weiß. Nun, das war schon lange so: insofern ist die Problematik in etwa die gleiche geblieben. Nur die äußere Lage, sofern Deutschland nun entmachtet ist, hat sich geändert. In einer anderen Frage hingegen, bezüglich der Notwendigkeit, extrem kontroverse Bestrebungen unter einen Hut zu bringen, wäre es eher umgekehrt so, daß die Lage als solche trotz aller Verschiebung der Machtverhältnisse im Prinzip die gleiche geblieben ist, daß aber gerade die Problematik — wie man dem heute zu Leibe rückt — sich geändert hat. Der erstmalige Versuch liegt vor, auf wahrhaft realpolitischer Basis, unter Nutzung gewisser negativer Erfahrungen, zu einer Bereinigung der Weltdifferenzen zu kommen, mit dem Ziel einer Welteinheit. Das hängt zusammen mit einer inzwischen erfolgten prinzipiellen Entscheidung auf dem Felde der geistig-politischen Situation. Auf diesem Gebiet war es ja so gewesen, daß insbesondere zwei grundlegend verschiedene Auffassungen gegenüberstanden: die Achse vertrat — unter ausdrücklicher Berufung auf die ursprüngliche Monroe-Doctrin — ein Nebeneinander von Großräumen. Das war so gedacht, daß in jedem solchen Raum eine Großmacht, ein Reich, die Führung hatte, dessen »Lebensraum« die kleineren Völker zufallen würden in mindestens formal freier Entscheidung. Während auf der Gegenseite von vornherein der Gedanke einer zentralen Regulierung der Weltpolitik vertreten wurde, mit dem Ziel einer Sicherung des Weltfriedens. Und dabei war, von ganz analogen letzten Gesichtspunkten aus — nämlich der Unmöglichkeit, auf die Dauer bei dieser Steigerung der Kriegsmittel den Krieg überhaupt ohne Ausmerzungen der Menschheit aufrechtzuerhalten — von diesem Gesichtspunkt aus war Nietzsche ein Vorläufer dieses Gedankens einer zentralen Weltregulierung. Da nun ein Nebeneinander von Großräumen faktisch weiter besteht, ist es mehr der Geist des Faschismus, den man von hier aus bekämpft, der Geist der prinzipiellen Gegnerschaft gegen Universalismus, gegen weltzentralistische Bestrebungen überhaupt. Wobei als Kuriosum zu vermerken wäre, daß — obenhin gesehen — der Faschismus hier »päpstlicher auftritt als der Papst«, sofern nämlich eine Ordnung von unten relativ »demokratischer« erscheinen muß als die Bestrebungen zu einer zentralen Weltordnung. Das wäre natürlich eine sehr äußerliche Sicht. Zu Recht aber besteht der Eindruck, daß der demokratische Geist auf außenpolitischem Gebiet z. Zt. mancherlei Abstriche sich gefallen lassen muß. Was die außenpolitischen Beziehungen, die jetzigen Weltverhältnisse anlangt, so hat sich nämlich eine »organische« Entwicklung von unten, sofern die Hoffnung auf Einheit damit verknüpft war, ebenso als Utopie erwiesen, wie das Entstehen von Staaten — wohlgerneht: ihre erste

Grundlegung und Fügung — ohne zentrale geistige Willenspotenz seit je eine Utopie war. S c h e l e r s Gedanke, den er auf seiner Abschiedsrede von Köln — ich glaube 1927 war es — vertrat, der Gedanke eines Ausgleichs von unten her, ist jedenfalls für die Gegenwart keineswegs zu halten. Symptomatisch dafür ist die Tatsache, daß das Volk, das am meisten prädestiniert erschien, eine solche Regelung, ein solches Zusammenwachsen der Völker zu repräsentieren und in die Wege zu leiten, das russische Volk, heute das imperialistische Regierungssystem hat. Übrigens war schon bei D o s t o j e w s k i beides vorgebildet: der Russe sollte in der Menschheit aufgehen, aber vorher sollte jeder Mensch Russe werden! Andererseits hat heute in den USA mit Walter Lippmann die politische Theorie sich besonnen auf die Macht als notwendige Voraussetzung, als Basis einer Weltordnung des Friedens. Das geht bis zur prinzipiellen Infragestellung der Souveränität kleiner Staaten. (Denen bisher höchstens eine Neutralität in dem großen Kampfe um die geistige und politische Weltentscheidung als Verrat am Geiste angekreidet worden war.) Eine — r e a l p o l i t i s c h durchaus natürliche — geltungsmäßige Zurücksetzung der kleinen Staaten also, t r o t z d e m auf der anderen Seite — diesbezüglich ganz dem demokratischen Prinzip gemäß — die Souveränität der »Großen« eher überbetont ist: auch da peinlichst respektiert wird, wo sie im Ernstfalle machtmäßig nicht zu behaupten wäre. Hier, genau in diesem Rahmen, entfaltet sich das Prinzip der neuen Weltpolitik: Geduld und Zähigkeit zeigen Spitzenleistungen.

Jedenfalls besteht also z. Zt. eine bedeutsame S p a n n u n g zwischen demokratischem Prinzip einerseits und den realpolitischen Erfordernissen der Außen-, der Weltpolitik andererseits. Die Zukunft muß zeigen, wie weit dabei »der Geist« als solcher zur Geltung kommt: Ob etwa ein Einfluß auf Grund rein kulturell-geistiger Indizien, wie er der französischen Nation als Repräsentantin der Zivilisationsidee zugebilligt wurde, in dem neuen, zunächst doch überwiegend machtgewichtsbetonten Rahmen noch ü b e r h a u p t — und in welcher F o r m und welchem A u s m a ß e — Bedeutung erlangen kann. Nicht zweifelhaft erscheint es dagegen, daß das Erfahrungsgewicht der englischen Diplomatie unmittelbar zu dem ihr gebührenden Recht kommen wird. Schon die Tatsache der UNO bedeutet — wie immer sie zustande gekommen sein mag — einen Sieg für die englische Diplomatie: sie hat hier den ihr gemäßen Resonanzboden — der die vorerst einzige reale Durchbrechung purer Machtgewichtsentscheidungen darstellt. Es ist ein Boden, der eine durchgehende R e c h t f e r t i g u n g des Handelns — aber natürlich auch die normalerweise damit verbundene propagandistische Beeinflussung — ermöglicht; jene Rechtfertigung zwar auch, und logischerweise v o r der Handlung, e r z w i n g e n kann, d. h. das Handeln selbst von vornherein im Prinzip geistigen Gesichtspunkten unterstellen mag.

Mit dem Prinzip der »Rechtfertigung« haben wir so recht eigentlich die Substanz des politischen Ethos der unmittelbaren Jetztzeit, haben wir das tiefere Wesen der Geistigkeit unserer Tage ü b e r h a u p t in Händen. So sehr es im Gegensatz steht zu der Hochflut eines prinzipiellen Irrationalismus in den verflossenen Jahrzehnten — so sehr müssen seine Ansätze in eben dieser Zeit uns heute willkommene Ausgangspunkte sein. Auf den Rechtfertigungsprozeß größten Stils in Nürnberg kann — und brauch ich nur verweisen. — Bezeichnend ist, daß die Sie-

ger dazu die Initiative ergriffen haben. Man ist nicht zufrieden, gesiegt zu haben: man will auch das i n n e r e Gleichgewicht wiederherstellen — eine Katharsis eher denn »Selbstgerechtigkeit«. Es besteht also ein deutliches, ausgeprägtes und bezeichnendes Rechtfertigungs b e d ü r f n i s — dem aber auf der anderen Seite nicht minder gewichtige E r w a r t u n g s spannungen entsprechen. Will man dort geistig »bestehen« — als ganzer Mensch, mitsamt seinen »Unstimmigkeiten«, — so will man hier ein Minimum an »Sicherheit« bezüglich dessen, was man zu gewärtigen hat, von seiten wenigstens der Genossen des gleichen Kultur- und Schicksalsraumes.

Aber mehr: der Zwang zur Rechtfertigung — zumal aber die freiwillig geleistete — beugt unter das Gesetz der V e r n u n f t. Und diese Vernunft — so glaubt man vertrauen zu dürfen — ist schließlich und letztlich e i n e. Sie schafft, heißt das, die Basis eines geistigen Consensus — die man als Vorstufe der Bindung, der Lebenseinheit der davon umgriffenen Menschen überhaupt wertet.

Aber bei näherem Zusehen ist man hier auf solche immerhin a b s t r a k t e Einheiten garnicht mal angewiesen. Denn abermals: die Rechtfertigung schafft — auf der gesunden Basis der damit bezugten gegenseitigen A c h t u n g — unmittelbar eine Atmosphäre menschlicher Vertrautheit und Geborgenheit ohne — das ist für diesen Menschen bedeutsam — ohne eine der persönlichen Selbständigkeit und Würde zu nahe tretende Abhängigkeit. Wie es denn auch andererseits wahrlich keine tiefere geistige D i s t a n z i e r u n g zwischen Menschen unseres Kulturraums gibt als den Verzicht auf Rechtfertigung oder gar die Verweigerung einer geforderten, kein bezeichnenderes Sympton des Verfalls einer Gesellschaftsschicht oder eines Staates als das fehlende Bedürfnis einer größeren Zahl der Mitglieder, ihr Verhalten vor ihrem gesellschaftlichen bzw. politischen Kollektivum zu rechtfertigen — oder gar die geflissentliche Umgehung, im extremsten Falle die ausdrückliche Verweigerung solcher Rechtfertigung. In jedem Falle ist V e r a c h t u n g in solchem Verzicht, in solcher Weigerung. Und die Atmosphäre der A c h t u n g hinwiederum, die ein auf innerem Bedürfnis beruhender Rechtfertigungswille unmittelbar ausstrahlt, ist für uns jedenfalls die solideste Basis aller menschlichen Beziehungen; unumgängliche V o r a u s s e t z u n g auch für alle im tieferen Sinne »persönlichen« Verhältnisse, sowie dauernder Reservefundus, auf den in Krisenzeiten zurückgegriffen werden kann: zur Überbrückung eines Vakuums, zur Grundlegung aber auch eines neuen Fundaments. Der Geist der Demokratie wäre unmittelbar zu definieren als ein Rechtfertigungsbedürfnis und eine Rechtfertigungsnotwendigkeit auf breitester Basis. Aber ich muß wohl abbrechen. . . .

Ergänzungen¹⁾

I. Zur a u ß e n p o l i t i s c h e n Problematik:

Daß die letzten Entscheidungen faktisch doch bei den Mächten liegen, die vermöge ihrer gerade erwiesenen Einsatz- und Durchschlagskraft den Bau der neuen Weltorganisation wirklich zu tragen fähig und also

¹⁾ Ausnahmsweise wollten wir Herrn Dr. Peters nicht abschlagen, seine mündlich vorgetragenen Ausführungen schriftlich zu ergänzen. Doch darf es nicht als Präcedens dienen. (Die Schriftleitung.)

berufen erscheinen, ist zwar durchaus verständlich und billig — stellt aber natürlich eine Absolutsetzung gewisser politischer Potenzen dar (die auf Grund jenes machtmäßigen Übergewichts zugleich als Stütze des erreichten menschlichen Kulturraums und Träger seines geistigen Niveaus gelten!). Eine Absolutsetzung, die dadurch, daß sie verschiedene Potenzen betrifft, noch nicht demokratisch wird — dafür aber faktisch jenes »Nebeneinander von konkurrierenden Großmächten« aufrecht erhält, dem man im Prinzip mit der erstrebten Welteinheit den Kampf angesagt hatte. Immerhin könnte dies »Nebeneinander« mit prinzipiell gleichen Rechten und einem freispielenden Einfluß entsprechenden Chancen als ein echt demokratischer Zug auf außenpolitischem Gebiet gelten — wenn man ihn eben nicht als einen für das just erreichte geistig-politische Weltstadium gefährlichen und zu überwindenden Zustand betrachten müßte! Symptomatisch dafür ist durchaus auch die Tatsache, daß in den schon vor dem Kriege geführten geistigen Kämpfen es sich als ratsam erwiesen hatte, die Qualifikation zu solcher jeweiligen Vormachtstellung in einem »Großraum« an gewisse Bedingungen zu knüpfen: sofern es nicht angängig erschien, den respektiven Ansprüchen Japans auf den Ostraum zuzustimmen. Nur solche Staaten konnten einer Treuhänderschaft, einer verantwortlichen Vertretung des Weltgeistes, einer Repräsentanz höchster Menschheitsmission würdig gefunden werden, die durch eine echt demokratische Ordnung im eigenen Hause die geistig-kulturelle und vor allem moralische Reife dazu eindeutig zutage gestellt hatten. Alles in allem bleibt der Gedanke einer prinzipiellen Minderung der einzelstaatlichen Souveränität — wenn schon vorerst in der Sicht auf Kleinstaaten beschränkt — das handgreiflichste Symbol einer Überwindung des Weltpartikularismus. Daher ist es hoch bedeutsam, daß — mit einer leichten Verschiebung der Nuancen — der ganze anhängige Fragenkomplex schon vor diesem Kriege Gegenstand der internationalen Debatte war. Die Problematik des Souveränitätsrechts der kleinen Staaten erscheint da als das umstrittene Recht auf Neutralität in einem »gerechten Kriege« vom Ausmaß der erwarteten großen Auseinandersetzung, die einem längst unerträglich gewordenen Spannungs- und Schwebezustand ein Ende zu machen und den Ausgangspunkt sowie die Richtlinien einer solideren Weltordnung zu bestimmen versprach. Der naturgemäß gegebene »Totalitätscharakter eines solchen mit allen moralischen Energien zu führenden Krieges, sowie die Dimension seiner Auswirkungsmöglichkeiten: beides grenzt ihn bedeutsam ab von jedem bloßen »Dog-fight« und bestimmt zugleich dieselben »großen Mächte« als seine Hauptexponenten, die heute vorzugsweise die neue Weltordnung tragen —: beides macht aber auch die Möglichkeit der Respektierung irgendeiner »Neutralität« fragwürdig. Dies der Standpunkt des englischen Völkerrechtlers Sir John Fisher Williams in einem Aufsatz des »British Yearbook of International Law«, Jg. 1936. In unserem Zusammenhang ist die eigenartige Parallelität zu der heutigen, nur in den Nuancen differenten Lage interessant: Parallelität hinsichtlich des bestimmenden Bedeutungsgewichtes der »Großen« und der »Kleinen«, hinsichtlich insbesondere aber der Souveränität der Letzteren — die natürlich in dem vollen Neutralitätsrecht einen markanten Ausdruck fände. Was die Parallele für uns aber ganz besonders bedeutsam erscheinen läßt, das ist die Tatsache, daß dieser Bestreitung des Neutralitätsrechtes eine zugleich moralische und utilitarische Rechtfertigung gegeben wird unter Bezugnahme auf D a n t e.

Dante nämlich hat in der Div. Com. die im Kampf zwischen Gott und dem Teufel neutral gebliebenen Engel mit besonderer Verachtung und Strafe bedacht — wobei einerseits die verletzte Pflicht, für das Recht zu kämpfen, geahndet wird, andererseits aber die Verkenntnis des eigensten wahrsten Interesses herausgestellt wird: so daß auch Machiavelli also dieser Danteschen Verfehlung zustimmen müßte! Nun, Dante als Kronzeuge gegen (letztlich partikularistische) Neutralität für neuzeitlichen »Universalismus«: das charakterisiert die Lage als ein Wiederanknüpfen, über die Jahrhunderte hinweg, an eine alte vertraute Einheitsidee, die hier auf die höchste Stufe ihrer möglichen Ausweitung, auf das schlechthin terrestrische Ausmaß gebracht wird, das ihr im Keime innewohnt. Was in Stedings bezeichnenderweise torschaftem Buch »Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur« noch auf die europäische Mitte bezogen ist, das umfaßt hier — mit im übrigen durchaus analoger Problematik — »die Welt«. Und die geforderte Wandlung in der politischen Haltung ruft jene seelische Wandlung in der Stellung der Gläubigen zu den positiven und negativen Mächten des religiösen Bereichs in die Erinnerung, die durch die persisch-jüdischen Religionen innerhalb des für unsere Kultur unmittelbar bedeutsamen Raumes erstmalig hervorgerufen wurde: eine passivische, gewissermaßen »neutrale« Haltung wird ersetzt durch eine aktive Stellungnahme, einen Einsatz des Gläubigen im Kampfe der lichten Mächte gegen die dunkeln — als Voraussetzung der Erringung der Seligkeit.

II. Zur innenpolitischen Problematik:

Auch hier ist die geistig-politische Situation in wesentlichen Stücken international. Als durchgreifende Wandlung ist zunächst festzustellen, daß sich in den bisher »autoritären« Staaten mit dem demokratischen Prinzip durchsetzt:

1. Gegenüber dem Prinzip der »action directe« wieder eine saubere Trennung von Denken und Handeln (wie sie bei uns kurz vor 1933 noch Alfred Döblin in seinen »Briefen an einen jungen Menschen« vertreten hatte: »Wissen und Verändern«).
2. Gegenüber der Vermantschung von »Interesse« und »Idee«, von Arbeitsverhältnis und »Führer-Gefolgschafts«-verhältnis, von Arbeitskameradschaft und »Betriebsgemeinschaft« eine saubere Scheidung auch dieser Grundlagen des öffentlichen Lebens.
3. Abbau aller gespreizten »Autoritäts«-verhältnisse mit demgemäßen »Absolutheits«-ansprüchen im Sinne irgendwie an Byzantinismus gemahnender »Höflichkeit«. Damit scheint es ebenso endgültig vorbei wie sinngemäß auch mit allem Duodezfürstentum im Westentaschenformat. Demgegenüber hat sich das Bewußsein nun wohl allgemein durchgesetzt von der prinzipiellen Relativität alles Politischen, seiner von Stützkrücken und Behelfsbrücken aller Art durchsetzten Natur. Das schließt persönlich-gar zu persönliche Überspanntheiten ebenso aus wie ein legitimes Nutznießertum von Menschen, deren »Verantwortung« Anmaßung ist und nichts weiter. Das appelliert an den Charakter — und an den »Menschen«....

Andererseits sind gewisse Gesichtspunkte des politischen Feldes, die gerade in den Ereignissen der letzten Zeit bloßgelegt und aufgewiesen oder doch zur Geltung gebracht worden und jedenfalls weiterhin in Geltung geblieben sind, für die gegenwärtige Situation nicht minder bemerkenswert:

1. Die (früher vielfach nur mit schlechtem Gewissen »realpolitisch« = faktisch vollzogene, heute ethisch zu rechtfertigende) weitgehende Absolutsetzung der jeweiligen staatlichen Autorität für alle lebenswichtigen Belange des politischen Kollektivs. Wozu insbesondere eine relative Stabilität und Kontinuität gehört: das öffentliche Leben kann jedenfalls auf diesen Gebieten nicht Dauer-Kampfraum und -Schauplatz eines uferlosen »freien Wettbewerbs« sein, ohne daß dadurch die politische Aktionsfähigkeit untergraben würde. Die Notwendigkeit eines solchen »autoritären« Einschlags für jedes Staatswesen ist durch die Ereignisse der Letztzeit unabweisbar klaggestellt.
2. Die »Elite« war schon von Max Scheler als »überpolitisches« Problem angesprochen worden. Jedenfalls ist es — auch wenn man es als spezifisch politisch betrachtet — überzeitlich und die politischen Systeme übergreifend: widerspricht auch keineswegs der Demokratie. Ja, wenn man Robert Michels' klassisches Buch über »die oligarchischen Tendenzen in der Demokratie« in Betracht zieht, ist das Problem gerade hier von besonders komplexer Natur. Jedenfalls kann — das betonte schon Scheler — die Demokratie auf diesem Felde allen Diktaturtendenzen nur das Wasser abgraben, indem sie selbst die Elite stellt.
3. Im übrigen hat sich der durchgehende plebiszitäre Zug aller neueren Regierungssysteme (mit seinem dauernden Zwang zur »Rechtfertigung« der politisch führenden Organe vor der Öffentlichkeit) als so fundamental erwiesen, daß auch die ausgesprochenen »autoritären« Systeme nicht von ihm absehen konnten — wenschon sie dies Bedürfnis der breiten Massen nach indirekter Mitbestimmung durch Zustimmung- oder Ablehnungsausübungen z. T. auf unverfängliche Gegenstände lenkten und dadurch neutralisierten, z. T. durch Terror in die Kandarre nahmen. — Natürlich kann eine wahrhaft lebendige Wechselbeziehung zwischen führenden Politikern und breiten Massen nur in ehrlich demokratischem Geiste aufrechterhalten und erst recht fruchtbar werden. Das ändert aber nun nichts daran, daß auch in der Demokratie das Bedürfnis der Massen zu Aufklärung und Kritik mit dem Idealisierungs- und Verehrungsbedürfnis und der Notwendigkeit konkreter Symbole als politischer Tagesspeise in Einklang gebracht werden muß. Wenn schon jede Desillusion zur rechten Zeit das Beiseitestellen einer Mythoskrücke bedeutet oder doch ermöglicht; wenn es insbesondere keine, »Religion fürs Volk« im Sinne der künstlich geschaffenen faschistischen Mythologie mehr geben kann: so hat doch auch die bloße, rein negative Desillusionierung ihre bedenkliche Kehrseite: sie muß zu einem verhängnisvollen Vakuum führen! (Ich verweise insbesondere auf L. Zieglers »Ewigen Buddho«, S. 351—53). Schon »Fiktionen« wie die »Vertragstheorie« haben als bewußtseinsmäßige Fixierung eines erstrebten Zustandes eine ganz reale Geburtshelferfunktion: Der moderne Rechtsstaat wird stets sein »Urbild« in einer Vorstellung des Staates haben, die so gedacht ist, »als ob« er aus einer freien Übereinkunft unabhängiger Menschen entstanden wäre. Die sittliche Autonomie, die eigentliche geistige Würde des Menschen also, ist nur auf dem geistigen Fundament zu behaupten, daß er sein Handeln selbst in einer Distanzierung sieht und beurteilt, »als ob« er »unparteiischer Zuschauer« im Sinne Adam Smiths wäre. Neben solchen bewußten Fiktionen — die also eine geistig durchaus legitime Be-

deutung und Funktion haben — muß politisches Handeln, das wahrhaft schöpferisch und zukunftsstark sein soll, von echtem G l a u b e n getragen sein. Und obwohl solch ein Glaube natürlich ebensowenig gewaltsam aufrechterhalten wie zweckhaft-künstlich geschaffen werden kann, so muß doch gegenüber einer fatalistischen Forcierung des Desillusionsprozesses, muß insbesondere gegenüber einer einseitigen Orientierung der Politik dahin schlicht festgestellt werden, daß der gesunde, insofern »ideale« Zustand jedenfalls etwa so aussehen würde: daß von dem Bestand echten Glaubensgutes jeweils nur so viel »abgetragen« würde, als es die Fundierungsgegebenheiten einer neuen Zeit erlauben. Danach möchte es so scheinen, als ob Goethe recht behielte, daß es ohne eine gewisse esoterische Sphäre nicht abgeht — nur daß dem Problem alle Willkür und Gewalttätigkeit genommen wäre. Ohne daß es zwar damit einer restlosen Klärung zugeführt wäre: die Spannung zwischen Aufklärungs- und Idealisierungs- bzw. Verehrungsbedürfnis der breiten Massen bleibt ein Prüfstein für die Demokratie. Hier erwächst der geistigen Führungsschicht, den »Intellektuellen« im guten Sinne, eine höchst verantwortungsvolle Aufgabe und eine vortreffliche Gelegenheit überdies, ihre Unentbehrlichkeit als Funktionäre des geistigen Sozialgefüges zu erweisen.

III. Zu unserer besonderen nationalen Situation:

A. Die äußere Lage:

Die ganz allgemeine relative politische Apathie, die fehlende Initiative, die Unsicherheit und die Gefahr eines Versinkens in Fatalismus hat ganz reale Gründe:

1. Fehlender Atemspielraum für Wünsche und Hoffnungen.
2. Fortdauern eines Zustandes relativ passiven Ausgeliefertseins an Verfügungen »von oben« bzw. »von außen«, insbesondere auch
3. Fortdauer eines weitgehenden Monopols der Meinungsbeeinflussung.

B. Die innere (geistig-seelische) Lage: Betäubung durch (vor dem Zusammenbruch:)

1. Nazistisches Propaganda-Trommelfeuer mit der nachfolgenden kalten Dusche einer absoluten Desillusionierung.
2. Bombenterror und ergänzende Propaganda von der Gegenseite. (Nachher:)
3. Weitgehende faktische Entmündigung unter ideologisch entgegenstehender Devise hat vorerst in breiten Kreisen das Gefühl eines kontinuierlichen Betrogenseins bei wechselndem Kurs entstehen lassen.
4. Hoffnungsloser Kampf zwischen Selbstgefühl und Hilfsbedürftigkeit. Nur eine ausgiebige, ganz freie und rückhaltlose R e c h t f e r t i g u n g kann insbesondere hier »die Situation retten«, d. h. ein gewisses Maß von Selbstgefühl wieder herstellen.

IV. Zum Prinzip der »R e c h t f e r t i g u n g«:

Diese ist insgesamt eine kämpferische Wahrung der geistigen Position durch eine Art Rationalisierung des Irrationalen, ohne daß dies seinen elementaren und persönlichen Charakter einbüßt: eine Harmonisierung auf höherer Ebene — um deren Grundlegung man bemüht ist. Das geht nun — und diese Kehrseite mischt ein tragisches Moll in den Durklang unserer Problematik! — es geht dies keineswegs ohne tiefgreifende Opfer und Risiken. Von der persönlichen Intimsphäre aus

gesehen nämlich, könnte, ja müßte die Bereitwilligkeit, die Aufgeschlossenheit zur Rechtfertigung als eine Konzession, ein Vorrecht angesehen werden, das der Einzelne dem je Einzelnen nach Maßgabe einer schon vorher, auf persönlicher Basis bestehenden Vertrautheit, mindestens aber der absoluten Sicherheit gewährt, recht verstanden, richtig eingeschätzt und gewürdigt zu werden. Riskiert doch im anderen Falle der sich Rechtfertigende eine Bloß-Stellung seines Menschen — bis zu der Verdächtigung eines »qui s'excuse, s'accuse«. Andererseits müßten, so sollte man meinen — von der rein persönlichen Sphäre aus, aber auch von der Idee der absoluten Demokratie aus mit gutem Recht — müßten die Möglichkeiten zur Rechtfertigung (als der elementarsten Voraussetzung und legitimsten Bekundung der »Geltung« des je Einzelnen auf der Basis der Demokratie) unbegrenzt sein. Tatsächlich ist aber nun im Gegenteil unser ganzes soziales Leben — seit kurzem nun auch auf internationalem Felde — so angelegt, daß jeder ausnahmslos zur Rechtfertigung angehalten werden kann, während er noch lange nicht immer die Möglichkeit zu einer wahren, dem objektiven oder gar dem subjektiv empfundenen Bedeutungsgewicht der Tatsachen entsprechenden Rechtfertigung hat.

Um mit der letzteren (augenscheinlich der praktischen Politik nicht ganz entbehrlichen) Abweichung von der »reinen Linie« der Demokratie (die als »reine« etwa im Londoner Hydepark einen symbolhaften Ausdruck fände, aber wohl eben nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen durchführbar ist): um also mit der faktischen Beschränkung uferloser Rechtfertigungsfreiheit zu beginnen, so mag der Nürnberger Prozeß vorteilhaft von den Methoden der von uns erlebten »Schauprozesse« abstecken: von den absolut »gleichen Chancen« einer puren »Auseinandersetzung« — wie sie auf dem Boden der »Rechtfertigung« also Grundlage und Bekundung zugleich eines geistigen Consensus wäre — kann hier natürlich nicht die Rede sein. Und es charakterisiert die Lage, daß dies auch keineswegs zu erwarten und billigerweise nicht zu verlangen war. Aber ergiebiger noch ist die andere Seite — die dem (dort im Prinzip nur zur Disziplin angehaltenen) Individuum in der von ihm nunmehr verlangten Rechtfertigung die eigentlichen Opfer abfordert: Opfer, welche die in der Rechtfertigung erstrebte und gewährte »Geltung« recht bedeutsam, u. U. bedenklich kontrapunktieren. Das betrifft nicht nur — wie selbstverständlich — den »zur Verantwortung gezogenen« Verbrecher; auch nicht nur den, der sich von einem Verdacht »reinigen« möchte und dem dazu, nach der technischen Seite hin, die Möglichkeiten geboten sind: sofern just hier das »qui s'excuse, s'accuse« unmittelbar ins Gewicht fällt. Nein, das gilt ganz prinzipiell. Es gilt für jeden, der irgendwie — in noch so geringem Maße — Verantwortung zu tragen hat: das aber ist im demokratischen System jeder Mündige. Jeder also muß »herhalten« — muß irgendwie mit seinem Menschen »einstehen«: steht unter dem dauernden Zwang der »Rechtfertigung«. Und wie die ethische Lage des mündigen Menschen überhaupt unter der unabweisbaren Forderung steht, zu »handeln, wo die Werte auf dem Spiele stehen«, so unterliegt hier insbesondere jeder der Nötigung, sich zu rechtfertigen. Vor einem breiten, anonymen Kreise zu rechtfertigen, angesichts der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, in beträchtlichen Teilen, in entscheidenden Stücken des Inhalts seiner Bekundung von einem wiederum beträchtlichen Teile des in Auffassung und Gefühlen unfaßbaren, in unbestimmten Bruch-

teilen bestimmt feindlichen Gegenüber mißverstanden zu werden — wenn nicht überhaupt und insgesamt auf eine »Mauer« zu stoßen des Unverständnisses, der Feindseligkeit und Böswilligkeit. Persönlich also wohl gar das Gegenteil von dem zu erreichen, was die Rechtfertigung ihm zubringen sollte! Aber das ist hier ganz und gar nicht entscheidend: hier gelten nur die Belange und das Verlangen der »Öffentlichkeit«, die auf Klarstellung drängt und auf ein »Geradestehen«. Jede kleinmütige Scheu vor der »Masse«, die »das Heiligste in die Gosse zerrt« — sie tut es wohl mal, sie tut es auch mal nicht! — hat hier zu weichen: muß zurückgestellt, bezwungen werden vor den Einsatzforderungen, die das soziale Milieu stellt, um seiner Lebensfunktionen willen stellen muß. Hier, angesichts dieser Möglichkeiten, beginnt erst der Mut der »Rechtfertigung«. Und dieser Mut ist allerdings heute auf die höchste Probe gestellt: der Kreis, vor dem heute dem Menschen, dem je Einzelnen eine Rechtfertigung angesonnen, ja abgefordert wird, ist der seiner Dimension nach umfangreichste, seinem Inhalt nach zugleich mannigfaltigste, krisen-trächtigste, den es je gab — ja, der überhaupt möglich ist! Wahrlich man möchte glauben, daß hier, in diesem Zwang zur Preisgabe der letzten geistigen Bastionen, wohl gar auch der innersten Heiligtümer des Gefühls, vor dem breitesten unergründlichsten Raum: unmittelbar vor dem anonymen Menschenchaos — in dieser Notwendigkeit des Mutes zu allen möglichen Tragödien des Geistes und des Herzens mag die moderne Ethik das Urbild ihrer »Kreuzes«-Forderung gesichtet haben, die alle »Reinheits«-bedenken recht eigentlich »zum Teufel jagt« angesichts der praktischen Erfordernis, daß leben gehandelt werden muß angesichts der auf dem Spiele stehenden Werte: auch hier alles Einsatz und Risiko! »Dasein als Dienst«: diese von H a n s B ä c k e r in einem gleich betitelten Buche aufgestellte Devise ist nur die e i n e S e i t e — die vom Nationalsozialismus im Interesse seiner »Führung« einseitig verabsolutierte Seite — der eine (heute aber beileibe nicht hinfällig gewordene) P o l unserer Haltung. Der andere heißt »Autonomie«, heißt »Eigeninitiative« und »Selbstverantwortung«, heißt »Wagnis« und »Risiko«. Erst die von hier ausgehende Schwungkraft und Enervierung — nicht die Gesinnung des »Dienstes« a l l e i n — kann das mit der Emanzipation des Individuums unvermeidlich gesetzte Gewicht der »Verantwortung« mit leichter Schulter tragen. Diese Verantwortung, die dem bloß dienenden: dem bis zur ethischen Unmündigkeit geistig abhängigen Menschen ein lastendes Schwergewicht ist. . . . Nur die Demokratie macht diese V e r b i n d u n g von Dienst und Autonomie in einer Person möglich: nur sie gibt dem Dienst jenen neuen Sinn, gibt ihm vielmehr jene alte Weihe und Würde zurück, die er bei den alten Griechen und Römern hatte. Was hat der Nationalsozialismus nicht alles angestellt, um durch Phrasen über »die sittliche Würde der Arbeit« neben den physischen auch die seelischen Potenzen der Menschen in s e i n e n »Dienst« zu nehmen: nur in Verbindung mit der vollen sittlich-geistigen A u t o n o m i e des Menschen ist dies Wunder möglich.

Und diese »Autonomie« schließt nun nicht nur unmittelbar »Verantwortung« ein, sondern diese Verantwortung ihrerseits ist zugleich Einsatz und Wagnis! Und das z e n t r a l e Wagnis der Demokratie — in dem sich zugleich die Bereitschaft zu der ihr gemäßen Verantwortung sinnbildlich äußert: in dem sie i h r »Kreuz« auf sich nimmt — ist nun allerdings die »vertrauensvolle«, will sagen g l a u b e n s w i l l i g e , g l a u b e n s s t a r k e Anheimgabe an den größtmöglichen Kreis.

Der umfänglichste Kreis erstrebter geistiger Solidarität: das bedeutet unmittelbar, so wir die Basis des kritiklosen bloßen »Einstehens« füreinander endlich verlassen: für uns gar nichts anders als eben die innere Bereitschaft — gemäß der äußeren Notwendigkeit — zu einer »Rechtfertigung« auf breitester sozialer Basis.

Schlußwort von Prof. v o n W i e s e:

Meine Damen und Herren! Bei einem Schlußwort nach Diskussionen kommt man immer in einen gewissen Zwiespalt hinein. Auf der einen Seite möchte man das Gemeinsame hervorheben, man möchte den Vorwurf entkräften, als ob die Gelehrten niemals über ihre Zänkerei und Zwiespälte hinauskämen, und als ob sie nur immer darauf bedacht wären, Recht zu behalten, auch in Fragen sekundärer Natur. Und gerade heute in einer Zeit, wo wir vor so großen, schweren Aufgaben stehen, erscheinen in der Tat die Meinungsverschiedenheiten der Schulen als etwas außerordentlich Nebensächliches, und man neigt dazu, vielleicht uns Leute vom Fach als etwas zurückgebliebene, minderwertige Leute anzusehen, die über ihren engen Horizont nicht hinauskämen.

In einem solchen Moment zöge ich stets gern die Konsequenz: nur nicht polemisieren, keine Schulzänkerei, sondern durchaus nur die gemeinsame Linie betonen.

Auf der anderen Seite: wenn man ein Leben lang nun immer wieder das, was man glaubt, als richtig erkannt zu haben, überprüft hat, darf man sich nicht bemühen, den Kritikern allzu gefügig zu sein; man darf nicht nach jeder Kritik sich in den Gedankengang dieser Kritiker allzu bereitwillig hineinversetzen. Man gelangt zu dem Schlusse: Du mußt das, was du für richtig erkannt hast, verteidigen und vertreten. Man kehrt zu seiner alten Liebe zurück und bekennt sich zu den Ansprüchen eben dieser Lehre, weil man hofft, damit helfen zu können und weiter zu führen, und mit einem gewissen Eigensinn muß man auf seinem Schein bestehen, weil man das Gefühl hat, daß man nur so seine Pflicht getan und seine Aufgabe erfüllt hat.

So schimmert durch das, was Dr. Maus erwähnte, manches durch, dem ich gern widersprochen hätte; aber auf der anderen Seite möchte ich ihm gern die Hand reichen, mit ihm zusammengehen. Also ich bitte das, was ich zu dem sage, was Sie, Herr Doktor, andeuteten, nicht im Sinne einer Rechthaberei aufzufassen, sondern als Verteidigung gegen Ihre Ansichten, die Sie mit erstaunlicher Unbedachtsamkeit vorgebracht haben.

Sie sagten, die Beziehungslehre hätte ebenso versagt wie andere Richtungen unserer Wissenschaft. Das zeige sich darin, daß in ihr von der Problematik des Faschismus nie die Rede gewesen sei und wir überhaupt dieses Problem nicht gesehen hätten. Das ist ein Irrtum. Gewiß, das Wort haben wir vor 1933 nicht gebraucht. Absichtlich nicht, weil wir die Terminologie der praktischen Politik vermieden und auf einem anderen Weg mit einer anderen Ausdrucksweise doch versuchten, der Sache näher zu kommen. Sie können etwa in meiner Beziehungslehre Untersuchungen über Uniformierung, Ausbeutung, Unter- und Überordnung und manches andere finden. Das ist eigentlich ausgesprochene Kritik des Faschismus. Dieses Thema hat mir damals immer wieder vorgeschwebt, nicht mit denselben Worten. Ich konnte nicht wissen, wie es sich vollziehen würde. Aber die politische Gefahr, die suchten wir

auch zu bekämpfen, natürlich in einer akademischen Weise, nicht wie der praktische Politiker, aber doch mit unseren Mitteln.

Und wenn ich zurückdenke an den ersten Weltkrieg. Ich habe 1915 meine »Gedanken über Menschlichkeit« aus einer tiefen Not heraus veröffentlicht. Es war die Zeit, wo man in Deutschland noch allgemein eher kriegslustig war und Belgien annektiert werden sollte. Ich glaube, daß ich damals mehr prophezeit habe, als sonst meine Neigung ist. Und wenn Sie da nachlesen, werden Sie finden, daß das, was später eingetreten ist, doch darin schon in weitem Maße vorweggenommen ist.

Und nun das, was Sie zur Verteidigung der Klassenkampffidee sagten. Sehr interessant, daß Sie sagten: »Ihr habt gewiß von allen möglichen sozialen Prozessen gesprochen, aber nicht gesehen, daß ihr großer Hintergrund die Abhängigkeit von der Klasse war«. Ich glaube, versucht zu haben, gerade das Umgekehrte zu sagen: Viel zu viel ist gerade von unserer politischen Linken mit der Idee des Klassenkampfes operiert worden. Die anderen politischen Zwecke sind zu wenig gesehen worden. Es ist zu viel vom Klassenkampf gesprochen worden und nicht zu wenig!

Es wäre dann noch ein anderer Punkt. Sehr begrüße ich die Anregung, eine Soziologie des Terrors zu geben. Das ist eine große und wichtige Aufgabe, und ich würde glauben, ein Forschungsinstitut sollte sich dieser Aufgabe unterziehen.

Was die anderen Redner gesagt haben, könnte wohl kaum ein Anlaß für mich sein zu Gegenäußerungen. Es waren wertvolle Gedanken und Ergänzungen, die ich gern beachten werde.

Ich glaube, ich kann damit mein Schlußwort beenden.

Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Eckert:

Ich glaube, in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich Herrn Prof. Dr. von Wiese, dem Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, unseren herzlichsten Dank ausspreche, unseren Dank für das, was Sie, lieber Kollege, heute geboten haben, und vor allem, was Sie in der Führung und Leitung der Gesellschaft leisten. Wieviel Mühe allein die Vorbereitung einer solchen Tagung macht, weiß nur der, der das in ähnlicher Weise versucht hat. Daß es Herrn von Wiese in ausgezeichneter Weise gelungen ist, die sachliche und wissenschaftliche Vorbereitung durchzuführen und uns heute zu soziologischen Problemen zusammenzuführen, das kann gerade in dieser Zeit nicht hoch genug angerechnet werden. Die schon gegebenen Schwierigkeiten werden durch die Grenzziehung innerhalb Deutschlands vermehrt. Die vier Zonen sind stärker gegeneinander abgeschlossen, als früher fremde Staaten voneinander getrennt waren. Wenn es trotzdem gelungen ist, aus den verschiedenen Zonen uns hier zusammenzufinden, so ist das zum guten Teil, lieber Freund, Ihr Verdienst.

Ein einziges Wort noch: Wir haben durch Professor von Wiese eine Methodenlehre für die Soziologie bekommen. Das war genau so notwendig wie für andere Wissenschaftsdisziplinen. Nur mit geschichtsphilosophischen oder mit anderen historischen Methoden an unsere zwischenmenschlichen Beziehungen heranzugehen, stiftet Wirrwarr. Ich kann nichts Besseres tun, als meinerseits zu sagen: Wir haben eine ausgezeichnete Methodenlehre, ein vortreffliches Instrument. Wenden wir es an. Nochmals, lieber Kollege von Wiese, unseren allerherzlichsten Dank.

Nachträgliche Bemerkungen zum ersten Vortrag

«Die gegenwärtige Situation, soziologisch betrachtet»

von Prof. Dr. L. von Wiese¹⁾

In meinem Vortrage mußte ich des längeren bei der Ablehnung veralteter Rezepte zur Heilung der Wunden an unserem sozialen Körper verweilen. Darüber hinaus kam es mir darauf an, zu zeigen, wie sehr die einseitigen Verallgemeinerungen, auf denen die meisten herrschenden Ideologien beruhen, uns immer wieder in die Bezirke einer verhängnisvollen Politik locken, als deren Ergebnis nichts als Zerstörung zurückbleibt.

Aber mich trieb, während ich sprach, die Besorgnis voran, die Zuhörer könnten den Eindruck gewinnen, meine eigenen Vorstellungen vom rechten Wege blieben selbst in Kritik und theoretischen Allgemeinheiten stecken und führten nicht zu Antworten auf die dringende Frage, was nun praktisch geschehen könnte. Ich entschloß mich deshalb, Ton und Darstellungsweise im letzten Drittel des Vortrags zu wechseln. Ich wandte mich nun mehr an die Phantasie der Zuhörer als an Logik und ethischen Willen und versprach mir davon auch eine erholsame Auffrischung ihrer Aufmerksamkeit. Vielleicht hätte ich besser getan, das Thema, das ich jetzt anschlug, einer anderen Gelegenheit zu überlassen und den Redestil nicht zu wechseln. Aber ich wollte zugleich den Zuhörern eine neue Anregung zu eigenen Betrachtungen geben. Auch war ich mir bewußt, daß hinter den lose umrissenen Bildern jahrzehntelanges Nachdenken und Überprüfen meiner eigenen Gedanken stand.

¹⁾ Da es mir nicht möglich war, auf die am Tage nach meinem Vortrage gemachten Ausführungen von Prof. Ebbinghaus zu antworten, möchte ich hier den Hauptteil meiner Erwiderung einfügen, die ich in der Vierkant-Nummer der Zeitschrift »Forum« (1. Jahrgang, Heft 5, 1947) unter der Überschrift: »Probleme der Gestaltung des sozialen Lebens« ausgesprochen habe.

Ich begann mit den Worten:

»Auf die Gefahr hin, daß Sie vermuten könnten, ich sei unter die Utopisten geraten, bitte ich Sie, mich auf meinem Gange in das Jahr 2000 zu begleiten:

In einer Hauptstadt, vielleicht einer der heute in Trümmer liegenden, nun (im Jahre 2000) wieder blühenden Städte treten wir vor einen hochragenden, stolzen Gebäudekomplex, einen weltlichen Vatikan. Er ist die Zentrale, in der sich Praxis und Theorie der allgemeinen Administration wahrnehmbar verbinden. Über dem Haupttor lesen wir, in Erz geschrieben, die Worte:

Die Erkenntnis der zwischenmenschlichen Beziehungen ist das Fundament der Regierungs- und Verwaltungskunst!«

Nunmehr versuchte ich, eine möglichst konkrete Vorstellung von den in dieser Anstalt zu leistenden Arbeiten zu geben: in den Laboratorien, bei der Methodenlehre, durch die Enquêtes, die Ausgestaltung einer soziologisch fundierten Organisationslehre, und ich suchte die Kernfragen dieser wissenschaftlichen Beobachtungsarbeit so zu formulieren:

»Welche Richtmaße haben sich ergeben? Welcher Grad von Disziplin, Freiheit, Zwang, von Auslese, gegenseitiger Hilfe und Kameradschaft, von Über- und Unterordnung, von Selbstverwaltung und von Kontrollen ist angewendet worden? Welches Verhältnis von Selbständigkeit der Person zur Hingabe an die Organisation ist eingetreten? Welche Einflüsse von außen haben sich geltend gemacht?«

Ich ergänzte diese Fragen durch den Hinweis:

»Welches Maß an spezifischen Energien ist als optimal, als ausführbar, der Menschennatur gemäß zu empfehlen? Die Grenzen der Abhängigkeit, Freiheit, Autorität, Gleichheit und Auslese müssen individualisierend bestimmbar werden auf Grund von beständig exakter werdenden, einen großen Erfahrungsschatz nutzenden Methoden.«

Leute, die auf einem Gebiete ein Zukunftsbild zu zeichnen versuchen, sind immer, auch wenn sie noch so realistisch und behutsam verfahren, dem Spott ausgesetzt. In meiner (bei Francke in Bern demnächst erscheinenden) »Ethik« habe ich mich selbst scharf gegen die Utopisten gewendet und ihrem Einflusse ein gut Teil unseres Elends zugeschrieben. Aber schon der Umstand, daß ich das Wort Utopie überhaupt nur im Zusammenhange mit den obigen Vorschlägen, die ja nur eine Richtung notwendiger wissenschaftlicher Arbeit andeuten sollten, aussprach, genügte, um die Neigung zur Kritik zu wecken. Auch hatte ich das mit Recht heute unbeliebte Wort »Fragebogen« zwar nicht gebraucht, aber von »Fragestellungen« gesprochen, die in der Zentrale jenes Forschungsinstitutes zu bearbeiten wären, um die Vorstellung zu erwecken, ich verspräche mir nach dem Vorbilde mancher Nur-Statistiker in meiner vertrockneten Bürokratenseele soziale Fort-

schritte von einem autoritären, als Zuchtmittel gehandhabten Ausfragungssystem. So erklärt sich auch die geistvolle, aber nicht den entscheidenden Punkt treffende Erwiderung, die Ebbinghaus (leider nicht in der Diskussion meines Vortrags, sondern zu einem anderen Zeitpunkt, an dem ich nicht antworten konnte) mir zuteil werden ließ. In Fortführung der Darstellungsform, die ich selbst gewählt hatte, meinte er mit Humor, er habe bei der Reise in die Zukunft gleich ein Billet genommen, das in das Jahr 2500, nicht erst 2000, führte. Bei der Ankunft herrschte

»eine ungeheure Aufregung; denn es wurde ein Mensch gesucht, der noch nie gelogen hätte. Es wurden von dem fraglichen Institut Fragebogen international aufgezogen, und bei der Wiedereinsammlung stellte sich heraus, daß es nur sehr wenige Fragebogen gab, auf denen zu lesen stand: Nein, sie hätten noch nie im Leben gelogen. Diese Fragebogen wurden aussortiert und überprüft, und es wurden fast alle widerlegt, mit Ausnahme von ganz wenigen, bei denen die Widerlegung nicht gelang. Aber merkwürdig, diese Personen waren sämtlich — geisteskrank. Nun wurde das Erziehungsdepartement zusammenberufen, und es erfolgte ein Beschluß, daß es verboten sei, zu sagen, man habe noch nicht gelogen, weil die in diesem Verbot enthaltene Behauptung offenkundig erfahrungswidrig sei. In diesem Zustand habe ich die Sitzung verlassen.«

Er gab dann noch ein anderes hübsches Beispiel von einem Streit über das Recht, auf einem Stuhle zu sitzen.

»Die Behandlung dieses Streites vor der Rechtsabteilung hatte zum Ergebnis, daß diese Abteilung geschlossen wurde mit der Begründung, daß es so etwas wie Recht ausweislich der Erfahrung gar nicht gebe. Da habe ich die Flucht ergriffen und bin noch einmal im Jahre 2900 hingekommen, und was fand ich da, meine Damen und Herren? Der ganze Bau war zusammengestürzt!«

Dieses erfrischende Intermezzo unserer Verhandlungen ist ein mir willkommener Anlaß, ganz trocken, ernsthaft und ohne Ironie einen Irrtum aufzuklären, der, wenn er unwidersprochen weiterliefe, eine Sache, noch ehe sie praktisch begonnen, schon gefährden könnte, die nicht verdient, unter ein paar Witzen begraben zu werden. Ebbinghaus, der mich vorher nicht kannte, hatte sich offenbar die Vorstellung gebildet, ich gehöre zu den Utopisten, denen es noch nicht genug Fragebogen, Ämter, subalterne Schreiberseelen und obrigkeitliche Bonzen gäbe und für die das Heil in einem (auch in jenem Lande längst veralteten) Chinesentum liege. Freilich hätte er doch etwas mehr auf meine Ausführungen im ersten Teile über Versklavung durch Bürokratisierung und den Satz:

»Unter Papier wird die Seele begraben«

achten sollen. Nichts liegt meinen Vorstellungen von besseren sozialen Lebensbedingungen ferner als die Anpreisung eines noch

papiereneren Zeitalters, als es die Gegenwart ist. Wenn Ebbinghaus etwas erfahren hätte von den vor 1933 von mir versuchten kleinen Forschungsfahrten mit Studenten, würde er wissen, daß mir »Fragebogen«, die unmittelbar aus den Antworten Tatsachen feststellen wollen, nur bei an der Oberfläche bleibenden, leicht konstatierbaren und kontrollierbaren Fragen brauchbar erscheinen. Immer hob ich hervor: Fragt nicht direkt, sondern indirekt, also in der Weise, daß ihr die (in der Tat zumeist »gelogenen«, jedenfalls in subjektiver Befangenheit gegebenen) Antworten, die ihr braucht, erst aus Vergleich und eigenen Kenntnissen erschließen könnt.

Gerade die Ausgestaltung einer Fragekunst, die jede Plumpheit vermeidet, sollte ja eine Aufgabe des »Instituts« sein. Sie ist ein Teil der allgemeinen Beobachtungskunst, die für die Sozialwissenschaften ebenso die Grundlage einer dem praktischen Leben dienenden Theorie sein soll, wie sie längst der Ausgangspunkt und die Basis aller Naturwissenschaften ist.

Es brauchte mich auch ein Diskussionsredner nicht daran zu erinnern, daß man erst wissen muß, was man beobachten will, ehe man die Beobachtung selbst vornimmt; denn gerade das habe ich stets betont und gehandhabt. Die richtige Fragestellung ist wesentlich. Bei vielen Fragen schleicht sich bereits die Gefahr ein, daß von der Ideologie die Betrachtungsweise diktiert wird. Aber die ethische und politische Forderung zerlegt sich stets in zwei methodologisch zu trennende Komplexe: Ohne eine allgemeine Überzeugung von dem, was Menschen frommt und nicht frommt, kann man in der Tat nicht wissen, was zu fragen wesentlich ist. Insofern ist eine Theorie vom Sollen auch das Apriori der Beobachtung der Seinssphäre. Aber die spezielleren Anforderungen, die man an andere und an sich selbst, kasuistisch gefaßt, stellt, und die den stets unvermeidlichen Umweg betreffen, der zu jener hohen Zielsetzung einzuschlagen ist, können erst das Ergebnis der Beobachtung der Situation, der menschlichen Leistungsfähigkeit und des geschichtlichen Augenblicks sein, wenn sie erfolgreich sein sollen.

Zu jenem ethisch-politischen Apriori der Empirie sollte, scheint mir, vor allem gehören, das Zusammenleben der Menschen so zu gestalten, daß das Leid vermindert werde und die Freiheit wachse. Das ist bereits eine Forderung, die nicht bloß eine unbeweisbare Glaubensthese bildet; sondern es läßt sich — hier tritt die inner-

halb der Beobachtung verpönte Geschichtsphilosophie in ihr Recht — aus dem Studium der Vergangenheit bei völlig sachlicher und unverblendeter Prüfung (auch ohne Metaphysik) die These folgern, daß eine Mißachtung dieses Zieles, besonders das Streben nach Vergewaltigung und Dienstbarmachung anderer Menschen, über kurz oder lang zu Elend und allgemeiner Not führt. Es gehört im Grunde nur dies eine Dogma, das jenseits einer Beweisbarkeit im wissenschaftlichen Sinne liegt, zu unserem Gesamtsysteme: anzuerkennen, daß wir die Aufgabe haben, das Leid unserer Mitmenschen, unserer Nachfahren und unser eigenes Leid zu mindern. Auch diese These kann man von gewissen »weltanschaulichen« Standpunkten aus ablehnen. Man kann etwa sogar die extrem entgegengesetzte Auffassung vertreten, daß der Mensch gar nicht genug leiden kann, um dadurch zu reifen und der Glückseligkeit im Jenseits würdig zu werden. Dann ist freilich mit uns auch keine Verständigung über die Gestaltung des sozialen Lebens möglich.

Aber unser außerwissenschaftliches Apriori ist so allgemein, daß sich alsbald eine Fülle weiterer Vorfragen aus ihm ergibt, etwa über das Verhältnis der direkten und indirekten Leidbekämpfung, über die Rangordnung der Leiden, über das Tempo des Vorgehens, über das Verhältnis des fremden Leids zum eigenen und die Einschätzung des gegenwärtigen Leids gegen das zukünftige.

Schon im Rahmen dieses Vorfragenkreises läßt sich keine einleuchtende Entscheidung fällen, ohne die Beobachtung zu Hilfe zu nehmen. Die Bekämpfung der aus Subjektivität fließenden Vorurteile vollzieht sich alsbald durch Sammlung und Sichtung der gemachten oder sich gegenwärtig abwickelnden Erfahrungen.

Aus unserer Zielsetzung der ganzen Beobachtungsarbeit ergibt sich auch, daß wir dabei nicht an Aufrichtung eines neuen Zwangssystems oder eine Ausgestaltung heute bestehender Zwangssysteme denken, sondern an ihr Gegenteil. Nicht um der Staats- oder auch nur der Gesellschaftsordnung willen, sondern vielmehr des fortschreitenden Abbaus aller Arten von Zwangssystemen wegen ist die möglichst exakte Beobachtung des Seinsbereichs notwendig. Die Forschungsanstalt bildet keine neue Obrigkeit, sondern ein großartiges Unterrichtsmittel über die realen Regeln und Bedingungen des Zusammenlebens der Menschen. Nicht um eine neue Flut von Gesetzen und Verordnungen über die verknechtete Bevölkerung zu gießen, sondern gerade um das erreichbare Mindest-

maß von obrigkeitlichen Maßnahmen zu finden, ist diese wissenschaftliche Zentralanstalt tätig. In ihr können nur Forscher wirken, die eine ausreichende Vorstellung von der großen Verwickeltheit, der Polarität und dem Reichtume an Widersprüchen in den Gesetzen unseres Daseins haben, und die wissen, wie leicht man mit seinen Eingriffen in dieses schwer übersehbare Beziehungsnetz das Gegenteil in der Endwirkung erreicht von dem, was man will.

Jedoch noch eines ist auszusprechen notwendig: Die Kritiker, die an der Oberfläche der Wortwahl bleiben, übersehen ganz, daß ich mit meinem Bilde nur die eine, die eigentlich theoretische und damit spezielle Aufgabe anzudeuten versucht habe. Das Wesentlichere ist die allgemeine Aufgabe, die nicht nur den Gelehrten, sondern uns allen gestellt ist. Ich suchte sie in dem Vortrage zum Schlusse zu umreißen: Keineswegs war mein Blick nur auf die theoretische Aufgabe gerichtet. Vielmehr sah ich sie, wie auch hier oben bereits ausgesprochen wurde, im Dienste der unermeßlich großen, schweren Aufgabe der allmählich voranschreitenden Brechung des Kollektivegoismus. Dabei dachte ich an jede Art von Mehrschaft, vom kleinen Bunde und der abseitigen Sekte bis zu den großen Staaten, Kirchen und Kulturkreisen, nicht zu vergessen: den Klassenegoismus.

So verschwistert sich die allgemein-praktische Aufgabe der kommenden und der heutigen Generation mit der wissenschaftlichen. Jene gibt das Ziel an und sucht es zu verwirklichen, wobei das Tempo, die spezielle für den Augenblick bestehende Aufgabe sich auf den Realismus der Forschung und ihrer Ergebnisse zu stützen hat.